

(Nachdruck verboten.)

12]

## Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Sahnke.

„Ich hab man bloß gespielt mit ihr,“ sagte der Junge zur Entschuldigung, „und sie tut mir weh!“

Da ich noch nicht fähig war, diese Anschauung mit einem aufklärenden Worte zu widerlegen, so beugte ich mich stumm zu den beiden Gottesgeschöpfen hinunter, löste das Holz von dem Schwanz des Tierchens, das froh davonsprang, und strich dem Kinde langsam über das dunkle Haar.

Und wieder blickte der Knabe verwundert fragend und doch zutraulich zu mir empor. Daraufhin fragte ich — leise und stöhnend:

„Wie heißt Du?“

„Hans Krüger.“

„Und wer sind Deine Eltern?“

„Bata is Schuster hier unten in'n Keller. Mutta jeht uffwarten. Un jut sind se alle beede zu mir, alle beede!“

Diese Versicherung wurde so eifrig und aus ehrlicher Ueberzeugung heraus gegeben, daß ich über das Los des Kindes beruhigt sein konnte. Doch eine Frage drängte sich mir noch auf die Lippen:

„Hast Du noch Geschwister oder andere Verwandte, Hans?“

„Aee, Freilein. Bloß noch 'ne Tante! 'Ne feine, scheene Frau, die kommt alle Jahre 'n paar mal und bringt mir Spielzeug und Bücher mit. Doch Bücher, Freilein, mit den allerbesten Geschichten drin! Von den verwunschenen Prinzen und den Schächerjungen im verzauberten Berg. Ich hab' se alle gelesen! Meinen guten Anzug hat se mir ooch geschenkt, id der'n aber man bloß des Sonntags dragen! Als Se vorhin so freindlich zu mir reden daten, dacht id schon, meene Tante wär't!“

„So, Hans — und der Kase tuft Du nicht wieder weh?“

„Aee, Freileinchen, wer dun wollt' id ihr man jar nich. Ich hab's ja jar nich jenuft.“

Einen Gruß noch, einen herzhaften Händedruck — und ich ging schweigend auf die Straße hinaus.

Als ich in das Pensionat zurückgekehrt war, wagte ich es kaum, den anderen Mädchen ins Gesicht zu blicken: wie eigene Sünde lag es schwer auf meiner kämpfenden Seele. Und plötzlich empfand ich Schmerz und Scham darüber, daß ich am Vormittag an dem heimgekehrten Mann mit einem widerwilligen Gruß vorübergegangen war.

Hier laß mich ein wenig ruhen, mein Geliebter. Heute weiß ich, daß ich eine Heimat habe; damals war ich heimatlos.

Und es hat vieler, vieler harter Jahre und bitterer Kämpfe bedurft, ehe mein erschüttertes Herz den rechten Halt gefunden, ehe aus dem wohlherzogenen jungen Mädchen das Weib, aus dem irrenden Weib der Mensch erwachsen war.

In den nächsten acht Tagen fühlte ich mich körperlich schwer leidend und mußte all' meine Kraft aufbieten, um den übernommenen Pflichten gerecht zu werden. Herrig sah mich oft, wenn ich so müde und zusammengefunken an meinem Pulste saß, mit offener Mißbilligung an. Julius schien wieder mal in schwerer Bedrängnis zu sein und hatte insgedessen mit sich allein zu tun, — und Franz Leonhard drängte sich mit seinem überlegenen Lächeln, das deutlich ein Einverständnis mit mir markieren sollte, an meine Seite, so daß es nur meinem bewußten Ausweichen gelang, das Alleinsein mit ihm zu vermeiden. Eine grenzenlose Empörung nahm Besitz von meiner Seele, und Lottens blaßes Bild begleitete mich wie ein getreuer Eckart auf Schritt und Tritt.

Inzwischen brütete der volle, heiße, dunstige Sommer in den Straßen Berlins, und selbst die Abende wollten keine Abkühlung bringen.

So kam wieder einmal der Zahltag heran, vor dem ich diesmal, wohl in Folge meiner körperlichen Abspannung, eine heiße Angst hatte. Trotz dieser Schwäche ging die Auszahlung gut vorüber; ich atmete auf und wollte den Rest des Abends zu einer kleinen Vorarbeit benutzen, um den Sonntag völlig frei zu haben und mich einmal von allen Strapazen gründlich ausruhen zu können. Ein Tag Bettruhe war eine Notwendigkeit für mich, wenn ich nicht zusammenbrechen sollte.

Aber kaum hatte ich einige Zahlenkolonnen addiert, als Julius Leonhard mit seiner altbekannten Bitte und seinem sonnigsten Lächeln, das in solchen Fällen einen Anhauch von Verlegenheit hatte, der es unwiderstehlich machte, an meinem Pult stand. Ihm heute geben zu müssen, war mir ein furchtbarer Gedanke, und ich versuchte daher, sein Ansinnen rundweg abzuschlagen, ein Versuch, der an seiner knabenhaften Liebenswürdigkeit diesmal genau so jämmerlich scheiterte wie das erste Mal. Während ich noch mit dem leichtsinnigen Maler, der mich diesmal mit einem in Aussicht stehenden „kolossalen künstlerischen Erfolge“ vertröstete, unterhandelte, glaubte ich ein Geräusch an der Korridortür zu vernehmen, das sich deutlicher wiederholte, als Julius' Schritte vor der Haustür verklungen waren. Und wieder legte sich von draußen eine Hand auf die Klinke der verschlossenen Tür, die sich unter dem leichten Druck geräuschlos bewegte.

Ich hatte zuerst keine Lust, mich zu melden; schließlich aber kam mir die Vermutung, mein junger Freund sei aus irgend einem Grunde zurückgekehrt, und so fragte ich denn mit unterdrückter Stimme:

„Sind Sie da, Herr Leonhard?“

„Ja,“ erwiderte eine tiefe Mannesstimme, die ich nur zu gut kannte, „und ich bitte Sie: öffnen Sie mir. Ich habe im Kontor zu tun.“

Das war Befehl! Er war der Chef und ich die Untergebene. Aber auf ein Monatsgehalt hätte ich in diesem Augenblick verzichtet, wenn ich mir heute abend keine Ueberstunde eingerichtet gehabt, sondern ruhig und sicher in meinem Mansardenkammerchen gefessen hätte.

Mit stöhnendem Herzschlag öffnete ich. Dann flog ich förmlich an mein Pult zurück und rechnete mit fliegender Hast.

Franz Leonhard schien meine Erregtheit nicht zu bemerken. Er zog die Tür fest zu, trat dann langsam an das Geldspind heran und begann, die darin aufgehäuften Goldrollen zu ordnen. Ich hörte das Klappern des Geldes, aber ich sah nicht auf. Die Zahlen tanzten einen Ringelreihen vor meinen Augen, — ich fühlte, daß ich Unsinn machte. Das Fazit stimmte nicht.

Einen Herzschlag lang preßte ich die Hand an die Stirn, um dann mit gespanntester Aufmerksamkeit und etwas klarerem Kopf von neuem zu beginnen.

„Die Summe stimmt nicht, Fräulein!“ Er stand, über meine Schulter gebeugt, hart neben mir und rechnete die langen Kolonnen im Hauptbuche mit herunter.

Ich fühlte seinen Atem an meiner Stirn. Meine Hand flog auf dem Papiere hin und her.

„Warum so erregt, Kleine? Sehen Sie mich doch einmal an; ich habe ja noch keinen freundlichen Blick heut bekommen!“

Ich warf die Feder hin, — ein großer schwarzer Fleck verunzierte die peinliche Weiße des Kontobuches. Dann sprang ich auf.

„Ich kann nicht rechnen, Herr Leonhard. Ich bin krank und möchte nach Haus!“

„Oh!! —! und warum sind Sie denn überhaupt hier geblieben? Und ich hatte erwartet, Sie würden mir Bericht erstatten über die Verwendung der Ihnen anvertrauten Gelder —? Ich habe die ganze Woche darauf gewartet!“

Auch das noch! Und ich riß in fieberhafter Eile das Portemonnaie aus der Tasche, entnahm ihm die übriggebliebenen sechzig Mark und legte die Summe vor meinen Chef auf das Pult.

„Ich bin bei Frau Goffmann gewesen —“ meine Worte überstürzten sich — „und habe ihr zwanzig Mark gebracht. Aber der Mann war da, aus dem Gefängnis entlassen, und da habe ich einen Abscheu bekommen“ —

Ich zuckte empor. In Leonhards Gesicht war ein eigentümlicher Ausdruck aufgeblüht, schon als er die Goldstücke, die er mir gegeben hatte, wieder sah; jetzt preßte er die linke Hand auf meine Schulter, lehnte seinen Kopf fast an meine Stirn und schob mit der Rechten mir die Goldstücke wieder zu.

Dann sagte er leichthin:

„Aber, Kleine, deshalb so erregt? Was liegt denn an dem lumpigen Gelde? Nehmen Sie es wieder, Wilma, verwenden Sie's, wie Sie Lust haben. Wenn Sie krank sind, kaufen Sie sich Wein dafür. Sie sollten überhaupt täglich eine Flasche Wein trinken.“

Der Bann war gelöst. Mit einem Ruck schüttelte ich die Sand des Mannes von meiner Schulter. Dabei streifte mein Ärmel das Geld, sodas die Münzen klirrend zu Boden fielen.

Leonhard lachte leise auf. „Temperament! das hab ich gern.“ — Und ehe ich mich seiner erwehren konnte, hatte er den Arm um meinen Leib gelegt und mich fest an sich herangedrückt.

Mir brauste das Blut im Gehirn. Meine linke Hand lag unter seinem Arm, aber die Rechte hatte ich frei. Und tausend fuhr die Hand, obwohl der Abscheu mich schüttelte, in das heiße, lachende Männergesicht.

Er sprang zurück. „Kasse!“

Der helle Schweiß stand ihm auf der Stirn. Reichenfahl war seine Wange, und er rang mit Anstrengung nach Selbstbeherrschung.

Ich stand vornübergebeugt, sah ihm von unten her ins Gesicht.

Da kam es leise und zischend von seinem Mund: „Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie so spröde seien, Fräulein Wilma —“

Mein Blick zwang ihn zum Weiterreden.

— „nachdem ich mit eigenen Augen gesehen, daß Sie schon vor mir hier Herrenbesuche empfangen hatten . . .“

Ich starrte den Mann wie ein unheimliches Rätsel an.

„Ihr Bruder war hier, um —“

„Ah! mein Bruder! Nun: so bleibt es wenigstens in der Familie!“ —

Ich griff mit beiden Händen in die Luft. Einen kurzen Moment nur — jetzt wußte ich, was auf dem Spiele stand! Im nächsten Augenblick stand ich an der Tür. Als ich den Schlüssel in meiner Hand fühlte, überkam mich ein Gefühl der Sicherheit.

„Herr Leonhard, ich bitte um meine Entlassung.“

„Ich habe Sie nicht engagiert, Fräulein; wenden Sie sich deshalb an Herrn Herrig. Vorerst aber haben Sie die Freundlichkeit, Ihren Rechenfehler hier gut zu machen!“

Mir wuchsen die Kräfte.

„Das werde ich morgen tun,“ sagte ich hart. Und in einer kindischen Aufwallung fügte ich, während ich den Schlüssel umdrehte — der Schurke hatte geschlossen, Du! — drohend hinzu:

„Heute abend werde ich an Lotte schreiben!“

Ob mein Pfeil getroffen hatte, sah ich nicht mehr. Ich stand im Korridor, ohne Hut und Handschuhe. So mußte ich auch nach Hause gehen, da ich mich um keinen Preis der Welt in das Kontor zurückgewagt hätte. Glücklicherweise traf ich niemanden, weder im Treppenhaus noch im Korridor, sodas ich unbemerkt in mein Zimmer gelangen konnte. Seit etwa acht Tagen hatte ich meinen eigenen Raum zur Verfügung.

O, Seele, dieser erste harte Schlag! — Auf meinem Bett hab ich gelegen und in die Kissen geschluchzt — zum Gott-erbarmen! Die ganze, lange, traurige Nacht! Ich kam mir so alt vor, so greisenhaft. . . . Eine Last von Sünde trug ich auf meinen jungen Schultern, die Sünde einer ganzen Welt! Vor diesem Manne hatte ich mich gebeugt, um des lieben Brotes willen, — und dem entlassenen Sträfling dort oben im Norden, der aus Not ein Brot gestohlen, an dem war ich verachtungsvoll vorbeigegangen. . . .

Die Bähne biß ich aufeinander, daß sie knirschten. Wie eine Entehrte ersahen ich mir — und eher hätte ich mich blutig schlagen lassen, ehe ich irgend einem Menschen von dem schrecklichen Auftritt nur ein Wort verraten hätte. Auch an Lotte hab' ich nicht geschrieben. Damals nicht — und niemals, niemals wieder.

Dann mußte ich doch wieder ins Geschäft, mußte bei meiner Kündigung Herrigs Vorwurf, ich hätte kein Geschäft zum Narren gehabt, mit ruhiger Stirn hinnehmen, mußte es dulden, daß Franz Leonhard an mir vorbeiging mit eiskaltem Lächeln, daß Julius seine Blicke mit halb neugierigem, halb teilnahmvollem Forschen auf mir ruhen ließ.

Nach vierzehn Tagen endlich war die Erlösung gekommen. Als ich zum letztenmal aus dem prächtigen Korridor des Kaufhauses auf die Leipzigerstraße hinaus trat, hob ich die Stirn hoch in die freie, blaue Luft, als sei auf ihr ein Rainmal geschickt. . . . Die letzten zehn Mark, die Julius von mir entliehen, hatte ich von meinem eigenen Gehalt genommen und stillschweigend in die kleine Kasse gelegt. Und zu Hause, fern, fern, im engen Pommerland hatte eine sorgende Mutter ihres kranken Kindes und kämpfte Tag für Tag, Stunde für Stunde den aragamen Kampf mit der Not.

„Beronika Märtens' forschenden Blick hab' ich ertragen. Ich hatte sie lieb gehabt, die ganze Zeit, mit einer verehrungsvollen Liebe; auch dies Idol war mir zertrümmert

worden. Und dennoch lebte ein Gefühl in mir, das, all' meinen angelernten Empfindungen zum Trotz, mich antrieb, beim letzten Abschied diese kräftige, starke Frauenhand mit festem Druck in die meine zu fassen, sie verehrungsvoll an meine Lippen zu ziehen.

„In einem blassen, warmen Sommertage bin ich in meine Heimat zurückgekehrt. Meine Mutter empfing mich voll juchzenden Glücks; nur ihr Blick lag ängstlich forschend auf meinem Gesicht. „Bei Dir werde ich gesund, Mutter“ —“

Und dennoch, dennoch, Du, hätte meine Mutter besser getan, mir bei diesem Willkommen kurz zu sagen: „Ruh' Dich aus, mein krankes Kind, an meinem Herzen. Dann aber geh' aufs neue in die Welt, die Du jetzt kennst! Und wenn Du einen festen Platz gefunden hast mit Deiner Frauenkraft, dann nimm Du mich zu Dir, daß ich meinen schwachen Körper stützen kann auf Deine Jugendkraft!“

So aber sprach meine Mutter nicht. Sie herzte mich und küßte mich und pflegte mich gesund. Und ich blieb bei ihr.

Bis der Tag der Not kam. Wir verließen die Stadt, die meine Heimat geworden war, in der ich getanzt und geflürtet und schließlich vergessen hatte, daß da draußen ein dunkles Land voller Wirrniss und Finsternis lag und ein Weg durch Sümpfe führte, den ich doch wieder gehen mußte.

Im Ostseestrande gründeten wir uns ein neues Heim. Hier, wo mich niemand kannte, durfte ich ohne Scheu verdienen.

Ich verdiente, Du. Wieder gab ich Privatstunden, diesmal an Knaben bis zur Quarta und Untertertia. Nicht fruchtlos hatte mich einst mein Vater für das Studium der Medizin vorbereitet.

Ich gab bis acht Stunden täglich — viele, viele Monate lang, so lange, bis meine arme Mutter einen Schlaganfall erlitt. Dann hab ich sie pflegen müssen, fast ein Jahr. Wobon eigentlich? — Du, ich weiß es heut nicht mehr. Von Schulden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## fuhrmanns - Engele.

Von Karl Schönherr.

Der Joch trug grobe Stiefel mit starren krustigen Schäften und sagte den ganzen Tag über:

„Hül Hüal“ und „Dehl Dehal“

Wenn er zur Winterszeit, im schneidenden Wind, mit erfrorenen Händen und Ohren früh und spät neben den Gäulen her-tappte ins Ziegelwerk hinaus, vom Ziegelwerk herein, da setzte es auch schwere Fuhrwerkerflüche über die Kälte und den schundigen Lohn.

„Und da wollen sich die Fabrikler noch das Maul verreißen zwischen ihren vier Wänden drin! Sein ja Kanzleiherrn gegen uns Schwerfuhrwerker!“

Wenn er aber im Sommer an den offenen Fenstern der Fabriksäle vorüberfuhr, verschoben sich die Kanxsumterschiede zu seinen Gunsten; da drang aus dieser Kanxleiherrnstube ein so furchtbares Brausen und Klappern, daß die Gäule unruhig wurden, und ein heißer, ranziger Delgestank wehte heraus, daß sogar der apathische Joch die Nase rümpfte.

Die Magere, die dort gleich beim fünften Fenster ihren Werkstatt hatte, ging nach der Schicht vor dem leeren Ziegelwagen her, heimzu.

Sie schleifte mit den Füßen vor Müdigkeit.

„Geh, Fuhrmann, laß mich aufsitzen! Ich bin so müd.“

Der Joch hielt die Gäule an.

„Dehl Dehal“ Er machte ihr neben sich auf dem Querbrett Platz, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen, und blinzelte nach der Seite, von der sie aufstieg. Kaum war sie mit beiden Füßen auf dem Wagen, da ertönte auch schon das einförmige:

„Hül Hüal“

„Ah! Das Fahren tut wohl! Den ganzen lieben Tag vor der Maschine steh'n in dem Dunst und Gestank . . . na, Fuhrmann, das ist weiter kein Spaß!“

„Was bloß so ein Weibskent' ihr Maulwerk strapaziert,“ denkt sich der Joch. Er selber spricht keine Silbe, sieht geradeaus auf die Pferde, hebt die Geißel und gibt dem Sattelgaul einen Schmiß.

„Hül Hüal“

Dann versorgt er den Peitschenstiel zwischen den schmutzigen Stiefelschäften und starrt wieder vor sich hin, den trägen Blick nach Fuhrmannsart halb auf den Boden, halb auf die Gäule gerichtet.

Nach geraumer Zeit war die Arbeiterin am Ziel. Sie wollte absteigen.

„Dehl Dehal“

Die Gäule standen. Der Joch blinzelt nach der Seite, von der sie abstieg.

Kaum war sie mit beiden Füßen auf dem Boden und wollte sich Gedanken, da tönte es wieder: „Hül Hül!“ Und der Ziegelwagen polterte schwerfällig weiter.

Sie durfte nun aufsitzen, so oft sie ihm vor die Pferde kam. Und die Arbeiterin ließ sich nicht spotten. Sie verlangte magar umsonst. Wie er gerade wieder einmal sein „oh . . . öha“ grölte, um sie absteigen zu lassen, drückte sie ihm rasch ein kleines Päckchen in die Hand. Als er mit seinen ungeschickten, klöbigen Fingern endlich das Papier losgekriegt hatte, starrten ihm gut zwei Duzend Virginiezigarrenstummeln entgegen, säuberlich geordnet und viele kaum zur Hälfte abgeraucht.

„hm, hm, was nur so ein Weibslent' Verbindungen hat.“

Der Joch steckte schmunzelnd seine Pfeife in die Tasche. Nun hatte es gute Dinge; jetzt raucht man nur mehr Zigarren. Der Arbeiterin Schwester war nämlich Bedienerin für halbe Tage und sammelte bei der Herrschaft die Zigarrenreste. Der Joch tat nun auch ein übriges. Wenn es gerade einmal in der Fabrik noch nicht „Schicht aus“ getutet hatte, ließ er die Säule ein paar Minuten verschmökern, bis sie daherkam. Sie brachte ihm vielleicht wieder ein frisches Päckchen; und wenn er's ihr gerade sagen wollte, sie möchte ihm für den Sonntag seine ziegelstaubige Pfand auswaschen, — das täte sie am Ende auch noch. Denn ein guter Kerl war sie, das bekam er bald heraus. Allgemach rückten sie auf dem Querbrett näher aneinander. Das Zigarrenkraut schmeckte so gut, und das Raufen tut so wohl.

Und ein bißchen Armenleutsiebe ist ja so billig.

Der Schiefer nahm mit seinen Säulen den anderen Weg, der schief an der Fabrik herum führte. Er saß wieder allein auf dem polternden klirrenden Wagen und rieb an der Hofennaht ein Bündholz um's andere an, denn das miserable, feuchte Pfeifenkraut wollte nicht brennen. Der Joch rauchte nämlich wieder seine Pfeife.

Die magere Arbeiterin beim fünften Fenster schleppte sich abends wieder zu Fuß heim, und des Tages stand sie schlangend vor ihrer Maschine und machte ein hartes Gesicht. Wenn sie vor Ueblichkeit den Weibstuhl verlassen mußte und ihr der Werksführer bei der Auszahlung die Schicht abzog, dann jammerte sie:

„Das Kind ist mein Unglück!“

Und das Kind war noch gar nicht auf der Welt.

Einmal hatte sich der Schieferwerker nicht besonnen. In Gedanken bog er in den Fabriksweg ein.

Die vom fünften Fenster verfolgte ihn mit brennenden Augen. Sie ließ ihre Maschine im Stich und stürzte durch den Saal auf die StraÙe:

„Joch . . .“

Er hatte sie schon bemerkt und hieb auf die Säule ein.

„Hül Hül!“

Sie lief dem Wagen ein Stück weit nach und rief immer:

„Joch . . . Joch . . .“

Als der rasselnde Wagen außer Sicht kam und der Fuhrmannsruß „Hül Hül!“ in der Ferne verklang. Da warf sie sich auf den Weg nieder und schluchte in ihrer Qual:

„Verfluchtes Kind . . . du bist mein Unglück.“

Und das Kind war noch gar nicht auf der Welt.

Als das Kind ein paar Monate alt war, trug sie es zur Pflegerin; sie selber hatte keine Zeit. Sie mußte zur Maschine. Jrgendwo da draußen aber war so eine alte, freundliche Frau, bei der hätten es die Kinder armer Leute so gut.

„Freilich tun wir das Kind pflegen,“ nickte die Alte freundlich und wackelte mit ihrem langen Kinn. „Gut pflegen tun wir's.“

„Und billig müsse es halt sein . . . billig.“

„Freilich billig! Ich sieh's ja. Sie sein ein armes Leut' und müssen hart arbeiten! Freilich billig!“ Und dabei zwinkerte sie mit ihren stahlgrauen Augen so merkwürdig freundlich und ließ ihre forschenden Blicke heruntergleiten an dem fadenscheinigen Kittel und dann wieder aufwärts über das schäbige Umhängetuch in das harte Gesicht der Arbeiterin.

Die Alte widelte das Kind aus den dürftigen Lumpen heraus, schaukelte es ein Weilschen in ihren knöchigen Händen und trug es in die Stube. Die Stube war klein und dumpf; an den Wänden standen drei, vier rohe hölzerne Gitterbetten; die sahen aus wie große Vogelhäuser.

„Da schaut her, Kinderlein, was uns da zugestanden ist.“

Die Kinder reckten ihre Hälse durch die Holzsprissel und sahen den kleinen Eindringling mit großen, gar nicht freundlichen Augen an. Die Alte nahm das Kind und ging damit von Bett zu Bett. Alle sollten sie den neu zugestandenen Pflegling sehen.

„Freilich tun wir Dich pflegen, Du liebes Buzerl, Du kleines!“

Der Schieferwerker Jochen stand in der Gerichtsstube. Er war gellagt auf das Pflegegeld.

„Also Joch . . .“

Der Joch ließ den Richter nicht ausreden.

„I weiß von nig, Herr Richter . . . es ist alles erlogen . . . mich geht die Sach' nig an . . .“

„Das Kind ist in Pflege und Sie werden monatlich vier Gulden . . .“

„Alles erlogen . . . bei Buzen und Stingel erlogen,“ schrie der Joch, bis er krebstrot im Gesicht wurde. „Ich weiß von nig.“

Und machte das Weibsbild schlecht. Er wußte wohl, sie war im Grunde ein guter, armer Teufel, aber die vier Gulden, die blutig verdienten vier Gulden!

„Sühnen Sie es beschwören?“ frug der Richter.

Der Joch besann sich einen Augenblick. Besann sich auf die Fahren zur Winterszeit, wo die Kälte schnitt wie schneidige Messer; wie alle zwischen den vier Mauern beim warmen Ofen hockten, nur er mußte neben den Säulen hertappen, hin und her, der was hin den ganzen Tag um den lästerlich schäbigen Löhln . . . und vom bereiften Schnauzbart hingen ihm die Eiszapfen und schlugen bei jedem Schritt klingend aneinander.

„Ja! Schwören tu' ich . . . ich schwör'!“

Er hob gleich schon krampfhaft seine groben, roten Finger.

Der Richter winkte dem Gerichtsdienner, er solle die Kerzen anzünden und wendete sich dann an den Joch:

„Aber das sag' ich Euch, Joch! So wie Ihr geschworen habt, laß ich Euch sofort wegen Meineidsverdacht in Haft nehmen!“

Der Schieferwerker schnaufte wie ein gehetztes Wild und ließ die Hand langsam sinken.

Er wurde verurteilt; vier Gulden monatlich bis zum vierzehnten Lebensjahr.

„Ich nimm die Straf' nit an!“ wehrte sich der Joch. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und marterte sein Hirn ab, ob es denn gar keinen Ausweg mehr gäbe.

„Heilige Jungfrau! Kein Ausweg mehr!“

Doch! Plötzlich kam es über ihn wie Erleuchtung. Die Fuhrwerker haben ja so oft mit dem Gerichte zu tun. Da heißt es dann immer: vierundzwanzig Stunden Arrest oder fünf Gulden Strafe. Na also! Der Joch hatte nie fünf Gulden bezahlt — immer abgesehen.

„Herr Richter! Tun Sie mir ausrechnen, was die vier Gulden Monatsstraf' bis zum vierzehnten Jahr ausmacht . . . und dann tun Sie mir's in Arreststraf' umzuwandeln . . . ich will das Kind abstyen!“

Der Richter winkte ab. Für diese Idee hatte er kein Verständnis.

Da kniete der Joch in sich zusammen und polterte in seinen groben Stiefeln fluchend zur Türe hinaus.

Die alte Pflegefrau saß in der dumpfigen Kinderstube und stot auf dem rostigen Eisenschen Mohnöpfge ab. Das schmierige Weilschen im zweiten Kinderbett saß mit eingezogenen Beinen auf seinem schleißigen rotgewürfelten Pösterlein und verschuftete den neu zugestandenen Pflegling.

„Das Fuhrmanns-Engel tut schon wieder schreien!“ Dabei steckte das Weilschen sein ungewaschenes Fingergchen durch das hölzerne Bettgitter und zeigte in den Winkel, wo das kleine Engeln wimmerte.

„Freilich tut es schreien,“ nickte die Alte und rührte das Gebräu mit einem Holzlöffel um. Dann schlurste sie auf das wimmernde Kindlein zu und hielt ihm eine Predigt:

„Schreien . . . wart . . . wart, Du Fuhrmanns-Engel! So ein Kinderl wie Du darf nicht schreien! Das muß sich mauerstills halten. Gehörst ja eigentlich gar nicht her in die Welt . . . oder hat vielleicht jemand nach Dir verlangt . . . he? . . . Na? gewiß nit . . . bist nur so blind mitgefahren . . . hast Dich nur so hereingekschwindelt . . . kein Mensch hat Dich gerufen . . . keine Seel' hat nach Dir verlangt . . . solche Kinderlein dürfen sich nicht so aufspielen . . . müssen ganz still sein . . . still . . . still . . . triegst ein Mohnfastel . . . das ist gut für solche Kinderlein . . .“

Sie fing an, den gekochten Absud von einer Schale in die andere zu schütten, damit er schneller kühle. Mit dem Finger prüfte sie von Zeit zu Zeit die Temperatur. Dann goß sie die Saugflasche voll.

„So . . . und wo haben wir denn das Schnullerle . . . das Sugele . . .“

Sie suchte ein Weilschen herum und hob dann etwas vom Boden auf.

„Gleich kriegst Dein Mohnfastel, Du Fuhrmanns-Engel! Nur nicht schreien, Du hast kein Recht dazu.“

Sie stülpte den schmierigen Sauger über den Flaschenhals und sog dann zuerst selbst daran, mit ihrem zahnlosen Munde gewissenhaft prüfend.

Der kleine Knirps im Gitterbette lächelte und klatschte in die Hände:

„Die Mami tut Schmullele fuzelen . . .“

Die Alte gab nun den Sauger dem kleinen Engeln; es rechte so verlangend die winzigen Kermschen nach dem Saugfläschchen und spiigte schon von weitem das Mündchen und jaugte das betäubende giftige Mohnfastel so gierig in sich hinein, als hätte es selbst ordentlich Sehnsucht, baldmöglichst wieder aus der Welt zu kommen, in die es sich nur so hineingekschwindelt hatte.

„So, mein Fuhrmanns-Engel . . . gelt, das ist süß . . . jetzt darfst aber nimmer schreien . . . mußt brav sein . . . jetzt mußt schlafen . . . altweil schlafen . . . gelt, das Mohnfastel ist so gut . . . trint nur . . . alles aus . . . so . . . schlaf, Kinderl, schlaf . . . Dein Vater ist kein Graf . . .“

### Kleines feuilleton.

Das Kindlein schlief. Längste Weile saugte und schluckte es noch im Schlafe weiter und hielt die kleinen Fäustchen so feindlich zusammengeballt, als ob es Gott und die Welt darin zerdrücken wollte. Und wenn es wieder schrie, bekam es wieder Mohnsaft, nach dem es gierig verlangte. Dann schlief es wieder.

Und einmal mußte es von dem süßen Mohnsaft so schlafen; so fest schlief es auf dem alten Kistchen, von ihm die Pflegemutter untergeschoben hatte: es fiel ihm gar nicht ein, noch einmal aufzuwachen und nach dem Gezele zu schreien. Die Alte fuhr ihm in ihren dünnen, harten Fingern über das weiße Gesichtchen und tastete prüfend das kleine, feine Körperchen ab. Dann sagte sie den Pflegerlingen:

„So, Kinderlein! Jetzt haben wir das Fuhrmanns-Engelchen hinübergeschickt!“

Der vorlaute Kleine im zweiten Bett patschte lachend in die Händchen:

„Das Fuhrmanns-Engelchen hinübergeschickt . . . etsch . . . etsch; Du Fuhrmanns-Engelchen, hast mit dableiben dürfen . . . hast wieder hinüber müssen . . . etsch . . . etsch.“

Und er strampelte mit seinen Beinchen wie besessen. Dabei geriet er mit der großen Zehe in ein Loch des rotgewürfelten Bettüberzuges und schrenzte ihn mit einem Ruck von oben bis unten.

„Jetzt werden wir das Engelchen schön machen . . . schön . . . schön!“

Die Alte wusch mit einem großlöchrigen Schwamm das entleerte Körperchen, dann nahm sie aus der unteren Schublade der roh gezimmerten Kommode ein weißes Wickeltuch und ein Kinderhäubchen und ein vielgebrauchtes Kränzchen mit grellroten Blüten und giftig grünen Blättern. Damit putzte sie das Engelchen auf.

„Jetzt hast es gut . . . jetzt hast es fein . . . hab' ich's jetzt recht gemacht . . . Du Fuhrmanns-Engelchen . . . brauchst nicht Hunger zu leiden . . . brauchst nicht Gän' zu hüten . . . kriegst keine Schläg' . . . gelt, jetzt bist zufrieden . . . und der Vater auch . . . und die Mutter auch . . . alle hab' ich Euch zufrieden gemacht . . . drum bin ich selber auch so zufrieden! . . . Mußt aber auch beten für mich . . . schön beten . . . die Handlein aufheben . . . mit so grimmige Fäustlein machen . . .“

Sie faßte die beiden Armechen, legte die Händchen zusammen und drückte die kleinwinzigen weißen Filigran-Fingerlein ineinander.

„So ist's recht! Fleißig beten für die gute Pflegefrau . . . nicht undankbar sein . . . Du Fuhrmanns-Engelchen . . . Du!“

Der Schwerfuhrwerker Joch kam mit dem Pflegegeld. Mit den blutig verdienten Gulden.

Er tappete mit seinen schweren Stiefeln im dunklen Hausflur herum und fand keine Tür.

„Und vier Gulden kriegt sie nit, die alte Hex,“ wetterte er.

„Zwei Gulden sein auch g'nug für das bißl Milch, was es trinkt. Und jetzt wieder der Winter vor der Tür . . . Höll' Teufel . . . meine Stiefel hin . . . und warme Fäustling' braucht man . . . und ein Glasl Schnaps zum Einwärmen muß man haben bei der Winterfuhr . . . und alle Monat' vier Gulden Straf . . . verflucht . . . vermaledeit . . .“

Die Engelmacherin öffnete die Tür.

„Wer ist's?“

Als sie den Joch erkannte, nickte sie freundlich und führte den kloßigen Fuhrwerker in die Stube. Das Kindlein lag da in dem angelehnten Häubchen mit der verbläuten, blauen Maske; fest zusammengegeschlossen hielt es die kleinen, herben Lippen; ein mattes Falgläch zu Häupten, warf seinen Schein auf das Englein mit den offenen Augen.

Da ging die Engelmacherin herzu und strich ihm mit der Hand über die Lider.

„Geh! Tu schlafen, Kindel . . . laß die Neuglein zu!“

Sie bekam sich.

„Ah, ja so! Willst Deinen Vater anschauen! Schau' ihn nur an! Aber nit so finster schauen! So! Hast ihn jetzt gesehen . . . dann mach' die Augen nur gleich wieder zu! Schlaf, Kindel, schlaf . . .“

Der Fuhrmann drehte seinen speckigen Hut in den Händen und glogte stumpfsinnig das kleine Engelchen an. Dann begann sich etwas zu regen in der kloßigen Fuhrwerkerbrust; tief, tief unten . . . da wollte sich etwas gewaltsam aus einem Schutthaufen herausarbeiten, emporwühlen zum Licht . . .

Es machte den Joch schwitzen und schnaufen; die Knie schlotterten ihm in den kräftigen Stiefelschäften, als er aus der Stube tortelte.

Vor der Haustür mußte er gar ein Bißchen rasten, aber es ging bald vorüber.

Am nächsten Morgen tappete er wieder stumpfsinnig neben den Säulen her, ins Ziegelwerk hinaus, vom Ziegelwerk herein; wenn die Pferde zu langsam gingen, rief er: „Hü! Hü!“ und „Deh! Deha!“ rief er, wenn sie stehen sollten. —

— **Sächsische Volkswörter.** In der „Leipziger Zeitung“ finden wir folgende Zusammenstellung: endersch = unbehaglich, unheimlich; ritsch = launenhaft, muckisch; urtel sein, saft sein = böse sein mit jemand; heich = eben; wummerlich = unwohl; iegig = klein, armelig; hiefrig = dürr; äsent = elend, eilig; essent (schie) = außerordentlich (schön); gelte: von einer mit Kalben aussehenden Kuh; du kamst mich fimsfern, kusputern, kragbudeln = laß mich in Ruhe; jameln = träumen (Samelstriege); padfen = hin- und her, aus- und einpacken; padf' dich = pade dich; lauken = anzeigen; geestern = vergießen; Randefuge (machen) = reine Wirkhaft; verneesen = verbrauchen; geschräbelt = zusammengebracht; Gebärle = Ausschußware; Geelchen = Düngung; Schaffen = Eichenluchentiegel; Mäge (haben) = Kräfte; Beite = Baktrogbedel; Sang = Brotbürste; Griebatsch = kleiner Mensch; Hansdrommaus = langer Mensch; Schweeß = Kluntereien, Lügen; Krumben = Schweineschlachten; putzige Krute = sauberer Vogel; Schnilch = Sperling; Adelhätsch = Elster; Stiefelnecht = Hase; Kamme = Gefängnis; Fleeschlistel = Sarg; Blaser = seidene Mütze; Dntel = große Zehe. —

### Medizinisches.

— Nachdem in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die Gehörstörungen durch Tabakeinwirkung gelenkt wurde, mehren sich, wie der „Hannoversche Courier“ schreibt, die Zahl der einschlägigen Beobachtungen und Mitteilungen, aus denen sich ergibt, daß der Tabak dem Gehör recht nachteilig werden kann. Starke Raucher leiden bekanntlich alle an chronischem Nasenkatarrh, und bei den innigen Beziehungen, die zwischen Nasen und Gehörorgan bestehen, ist es kein Wunder, daß die Entzündung sich nach dem letzteren fortpflanzt und namentlich den Verbindungskanal zwischen beiden, die Eustachische Röhre befällt. In anderen Fällen wird aber der Gehörnerb selbst betroffen, er entartet, und dies ist wohl auf die unmittelbare Giftwirkung des Nikotins zurückzuführen. Schädlich wirkt nicht allein die Menge des Tabaks, sondern auch die Beschaffenheit. Am schlimmsten ist die Wirkung, wenn sehr starker Tabak in großen Mengen geraucht wird. Ein amerikanischer Arzt macht auch auf die Nachteile der zu fest gestopften Pfeife und Zigarre aufmerksam, da bei jedem Zug dann ein starker negativer Druck im Nasenraumen entsteht. Dieser Arzt beobachtete 17 Fälle von nervöser Schwerhörigkeit, in der Hälfte seiner Fälle war eine Herabsetzung der Aufnahmefähigkeit für tiefere Töne vorhanden. Das Uebel wird durch Arzneimittel wenig beeinflusst, nur durch vollständige Enthaltung vom Tabakgenuß kann die Heilung oder wenigstens eine Besserung erzielt werden. —

### Humoristisches.

— Die Hauptsache. „Du, Ellh, findest Du nicht, daß Dein Bräutigam krumme Beene hat?“  
Ellh: „Ach was — aufs Standesamt kommt er schon damit.“ —

— Reifeweisheit. „Nu, Sie sind jetzt in Bayern gereist. Wie war's?“  
„Ach, die Eisenbahnzüge sind dort so charaktervoll.“  
„Charaktervoll — wie so?“  
„Sie versprechen so wenig und halten so viel.“  
(„Lustige Blätter“.)

### Notizen.

— Eduard Debriens Geschichte der deutschen Schauspielkunst, die seit 20 Jahren in Buchhandel vergriffen ist, soll nächstens in einer von Dr. Hans Debrient besorgten Neuausgabe erscheinen. —

— Die Uraufführung des „Roland von Berlin“ von Leoncavallo hat am Dienstag im Opernhaus endlich stattgefunden. Und es soll ein sehr feierlicher Moment gewesen sein, als die Bläser ansetzten. Unser Referent war leider nicht dabei. Sechzig und mehr Mark für eine Eintrittskarte, dazu ein Frack und eine weiße Halsbinde, waren uns zu viel. So wird denn sz. über eine spätere Aufführung der „Kaiser-Oper“ berichtet. —

— Siegfried Wagners Oper „Der Kobold“ geht im Februar im National-Theater in Szene. —

— Die Berliner Sezession hat dem Schweizer Maler Ferdinand Hodler das Amt eines Preisrichters für ihre Ausstellung angetragen. —

— Folgender Bericht ist kürzlich von einem salzburgischen Gemeindevorsteher an seine vorgesetzte Behörde erstattet worden: „Ehlicher k. k. Bezirkshauptmann! Hiermit mache ich die von tiefstem Schmerz gebeugte Anzeige, daß unser 22 Jahre langer Förster an der Kurzsichtigkeit seines Herrn plötzlich gestorben ist und nach zwei Stunden bereits tot war, da ihm der Herr Graf ungerechtere Weise angeschossen hat. Der so schwer Betroffene, dem in seinem ganzen Leben so etwas nicht passiert ist, befindet sich nun im größten Elend, der hinterläßt die Witwe von fünf unverstorbenen Kindern, wovon der älteste bestimmt ist, ebenfalls Förster zu werden und dem hohen Jagdherrn einst in gleicher Weise zu dienen.“ —